



# ern der Neger.

## Katholische Missionszeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation:  
Missionäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Preis ganzjährig 2'50 S., Deutschland 2 Mark, Italien 8 Lire, Ungarn 2'50 Pengö,  
Tschechoslowakei 12 Kč, Jugoslawien 25 Dinar, Schweiz 2'50 Franken, übriges Aus-  
land 2 Goldmark.

Unser Heiliger Vater Pius XI. hat wie schon früher Papst Pius X. der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Aposto-  
lischen Segen erteilt. Für Wohltäter werden täglich heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von  
Brigen, Briinn, Graz, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest und Wien und Druckerlaubnis des Generalobers.

Heft 7

Juli 1936

XXXIX. Jahrgang

### In den Händen der Tuaregs.

Aus dem Reisewerk „Afrika ruft“ von  
Hermann Freyberg (Drei-Masken-Verlag,  
Berlin) entnehmen wir noch die folgende  
Schilderung mit Verlagsbewilligung:

... Ich beeilte mich, die ungestaltliche Stätte  
(Zinder, ein in Felsen gehauenes Fort der  
Südsahara) zu verlassen, und zog mit  
meiner Karawane schon am nächsten Tag  
weiter gegen Timbuktu. Wir waren noch  
nicht sehr weit gekommen, als der An-  
führer meiner Beduinen auf mich zuritt  
und mir sagte:

„Herr, wir können nicht weiter mit dir  
ziehen. Die Tuaregs, in deren Gebiet wir  
jetzt kommen, sind böse Menschen.“

Ich bot ihnen höheren Lohn, umsonst, sie  
waren nicht zu bewegen, zu bleiben. Ich  
fluchte, ich tobte, bestand auf unserer Ver-  
einbarung, nach der sie mich nach Timbuktu  
zu bringen hatten, aber sie blieben dabei,  
sie ritten nicht weiter. Vielmehr begannen  
sie, mein Gepäck abzuladen.

Während wir noch verhandelten, be-  
merkte ich in etwa zweihundert Meter  
Entfernung ein Rudel Saharagazellen auf  
der Flucht. Hinter ihnen sahen wir bald  
darauf eine sich schnell nähernde Staub-  
wolke. Zwei Minuten später waren wir  
von einer Schar Tuaregs umringt. Da  
waren sie, die gefürchteten Räuber der  
Wüste. Das erste, was meine Begleiter

taten, war, ihre Waffen wegzuzwerfen,  
denn sie wollten nicht als Feinde gelten.  
Ihr Leben war ihnen zu lieb. Das zweite,  
daß die Tuaregs diese Waffen an sich  
nahmen, mit denen sie offenbar besser um-  
zugehen verstanden als meine feige Ge-  
sellschaft. Dann umstanden uns die Tu-  
aregs in ruhiger, man hätte sagen können,  
fürstlicher Haltung, kühne, große, schlanke  
Gestalten, mit blitzenden Augen in dem  
halbverschleierten Gesicht. In den Händen  
hielten sie moderne Mauserbüchsen.

Das „Gefecht“, das sich nun entwickelte,  
war eins mit Worten. Aus dem Gespräch  
zwischen den beiden Anführern verstand  
ich so gut wie nichts. Nur ab und zu wie-  
sen meine Begleiter auf mich mit den  
Worten: Germani.

Der Führer der Tuaregs trat nun auf  
mich zu, nachdem er seine Büchse einem  
seiner Leute übergeben hatte, und be-  
grüßte mich in der Sprache der Haussa:

„Zanu Baturi, zanu, zanu — zaiki,  
zaiki, hm, hm — 1/afia.“ („Ich begrüße  
dich, hoher Herr, du bist ein großer Löwe,  
Allah sei mit dir.“)

Die Begrüßung war ganz und gar da-  
nach angetan, in mir den Gedanken zu er-  
wecken, daß man die Höhe des Lösegeldes  
nach der Bedeutung meiner gewichtigen  
Persönlichkeit festzusetzen beabsichtigte,



wenn sie auch teilweise auf das Konto der Vorliebe der Tuaregs für eine blütenreiche Sprache zu setzen war.

Ich sagte daher:

„Ich bin kein großer Löwe, wie du vielleicht denkst, sondern nur eine arme Ratte, ich habe gar kein Geld.“

An Verteidigung war gar nicht zu denken. Ich hatte zwar meine zehnschüssige Mauserpistole entschert am Gurt und hätte einige von ihnen umlegen können. Aber hinter mir standen zwei Mann mit haarscharf geschliffenen Speeren. Ich verlegte mich daher aufs Verhandeln.

„Du wirst doch einen Germani nicht berauben wollen, einen Mann aus dem Volke, das in dem großen Kriege den Islam verteidigt hat, das weißt du doch?“

Natürlich mußte er es nicht, aber er sagte:

„Selbstverständlich weiß ich das, wir wissen alles, und damit du siehst, daß wir deine Freunde sind, werden wir dich freilassen, wenn du uns tausend Pfund Sterling Lösegeld zahlst. So lange aber mußt du bei uns bleiben.“

Sie nahmen uns alle Mann in die Mitte und führten uns zehn Tage lang nordwärts in die Sahara zu ihrem Oberanführer. Ich war begierig, zu sehen, wie diese Geschichte auslaufen würde, denn daß ich niemals nur einen Pfennig Lösegeld zahlen würde, stand bei mir fest.

Der Oberanführer war ein wildaussehender Bursche, der mir zu imponieren versuchte, was ihm aber nicht gelang.

Ich achtete weniger auf ihn als auf meine Umgebung. Das Lager war nach meiner Schätzung alles in allem von fünfhundert Menschen bevölkert. Es lag in einem ziemlich engen Seitental des Asbengebirges, das von einem Wasserlauf durchzogen war. Beiderseits des Baches waren grüne Weidestrecken, bestanden mit Dattelpalmen und Erdnußsträuchern. Die Tatsache, daß außer Männern auch Weiber und Kinder anwesend waren und auf den grünen Flächen Ziegen und Hammel weideten, deutete darauf hin, daß diese Abteilung sich für einen längeren Aufenthalt eingerichtet hatte. Das Asbengebirge ist ein typisches Wüstenhochland, bestehend aus einer Reihe felsiger Tafelberge, die

bis zu achthundert Meter aufragen. Die Berge sind vollständig kahl, ähnlich den Höhenzügen in Südafrika.

Inzwischen hatte sich der Oberanführer berichten lassen, wie und wo man mich und meine Leute gefangengenommen hatte.

Meine Sachen hatte man mir alle abgenommen, selbstverständlich auch die Waffen. Dagegen hatte man mir mein kleines seidenes Jagdzelt mit Bett und den notwendigsten Utensilien belassen und am Fuße eines steilen Abhanges, ziemlich am Ende des Lagers, zum Aufenthalt aufgebaut. Auch meinen Bornummann Yaro ließ man mir zu meiner persönlichen Bedienung. Es war ein Glück, daß mein Boy Pidgin-Englisch verstand, so daß wir uns in einer Sprache unterhalten konnten, die von keinem Tuareg verstanden wurde. Auf meinen Yaro konnte ich mich verlassen. Er ging für mich durchs Feuer. Wenn ich ihm gesagt haben würde: „Schlag den Anführer tot“, so hätte er diesen Befehl unter allen Umständen ausgeführt.

Mein Yaro entstammte den kriegerischen Bornuleuten, war ebenso verschlagen wie tapfer und ein Meisterschütze. Er kannte die meisten Waffen, und ich hatte ihn dazu angeleitet, Gewehre zu zerlegen und wieder zusammenzusetzen. Als er am ersten Abend meinen Tisch deckte, flüsterte er mir zu:

„Master, habe keine Sorge, wir kommen hier weg. Ich war schon einmal bei den Arabern mit einem englischen Master gefangen und werde es hier genau so machen wie am Tschadsee.“

Ehe ich fragen konnte, wie er es damals gemacht habe, trat der Oberräuber an mein Zelt und brachte Schreibpapier, noch dazu aus meinem eigenen Vorrat. Dabei sagte er:

„Baturi, du wirst jetzt einen Brief an die große Bank in Kano schreiben und verlangst tausend Pfund. Aber kein Papiergeld, sondern in Münzen. Wenn den Boten etwas passiert, mußt du sterben. Das mußt du schreiben. Sobald wir das Geld haben, bist du frei und kannst mit deinen Leuten zurückziehen. Wir begleiten dich bis kurz vor Zinder.“ Ich nahm meinen Kopierstift zur Hand und dachte angestrengt darüber nach, was ich



Durch das Hinterland von Kamerun. Die Träger eines Mill-Hill-Missionars in der Apostolischen Präfektur Buea in Britisch-Kamerun durchwaten die Furt eines Flusses im Innern der Kolonie. Um seine Station Njifom, hoch im Norden Kameruns, zu erreichen, mußte einer der Missionare nahezu 600 Kilometer durch den Busch marschieren. Die Reise kostete ihn 18 Tage.



der Bank schreiben sollte. Ich hatte zwar noch genügend Geld liegen, aber das gehörte der Berliner Firma. Es für diesen Zweck anzugreifen, war unrichtig. Wer würde mir diese ganze Räubergeschichte wohl glauben. Zwar stand der Fall einer Entführung nicht vereinzelt da. Man hat in der Südsahara weiße Gefangene schon jahrelang festgehalten und zu Sklaven gemacht, aber in Deutschland hätte man das Ganze für einen plumpen Schwindel gehalten. Also was tun? Plötzlich kam mir eine Idee. Ich faßte den Brief in der vorgeschriebenen Form ab, denn es war immerhin denkbar, daß irgendeiner von den Leuten oder ihren Freunden in Zinder, durch den man den Brief kontrollieren ließ, Englisch verstand. Weniger wahrscheinlich war, daß im Umkreise von tausend Meilen jemand Deutsch lesen konnte. An Stelle meines Namens schrieb ich als Unterschrift in deutschen Lettern: Nicht zählen.

Es konnten Monate vergehen, bis die Boten zurückkamen, und ich hoffte, bis dahin ohne fremde Hilfe mit meinem Yaro und Nachtwächter freizukommen.

Raum war der Anführer wieder fortgegangen, als mein Yaro zu mir kam und mir berichtete, daß die Beduinen, die mich begleitet hatten, friedlich mit den Räubern zusammensaßen und ganz offenbar mit ihnen gemeinsame Sache machten.

Ihnen durfte ich also nicht trauen, hatte sie im Gegenteil als Feinde anzusehen.

Meinen Befreiungsplan baute ich auf folgender Überlegung auf: Niemand würde annehmen, daß ich unmittelbar nach meiner Gefangennahme einen Fluchtversuch unternehmen würde. Denn im allgemeinen ist es so, daß Gefangene erst mit der Zeit auf solche Gedanken kommen. Infolgedessen würde im Anfang die Bewachung keine strenge sein und eine Flucht im Anfang der Gefangenschaft die meiste Aussicht auf Erfolg haben. Tatsächlich wurde ich so gut wie gar nicht bewacht und auf meinen Boy, der eine Unschuldsmiene zur Schau trug und sich so dumm wie möglich benahm, achtete überhaupt niemand. Zur Flucht brauchten wir vier gute Pferde. Meine Waffen wollte ich auch nicht im Stich lassen.

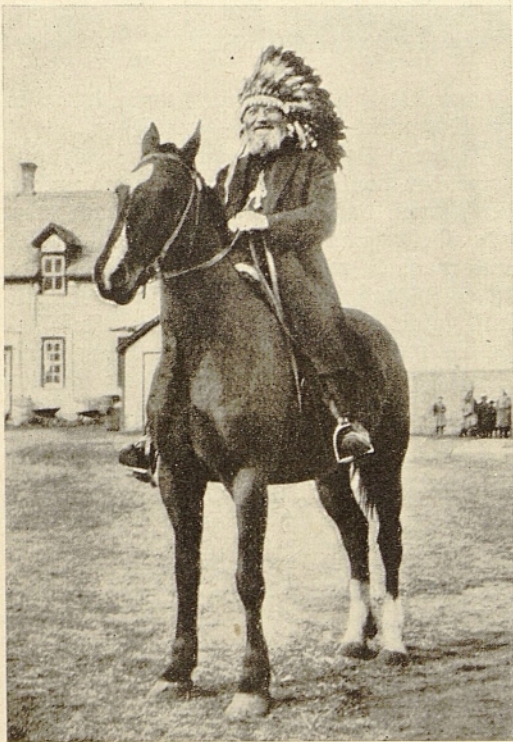
Noch am selben Abend machten wir einen Kriegsplan. Yaro sagte:

„Master, ich weiß, wo deine Gewehre liegen. Die Tuaregs haben nur zwanzig Gewehre. Die Pferde sind am Bach, alle an den Vorderbeinen gefesselt. Du mußt mir dein großes Rasiermesser geben. Wenn ich dir morgen dein Abendessen gebracht habe, schleiche ich mich zum Bach und werde allen Pferden, bis auf die vier für uns, die Sehnen durchschneiden. Du mußt dich schlafen legen und schnarchen. Du brauchst keine Sorgen zu haben, deine Wache



schlage ich mit einem großen Stein auf den Kopf, genau so, wie ich es mit Ibrahim in Kano gemacht habe, der dich betrogen hat. (Er meinte damit Ibrahim Nummer fünf.) Gewehre und Munition bringe ich zu den Pferden, und dann reiten wir los. Nachts reiten wir, und am Tage liegen wir in den Felsen versteckt. Verfolgen können sie uns nicht, denn ihre Pferde sind lahm. Was ich an Proviant finde, stehe ich!“

Die Sache sah ja sehr einfach aus, und ich konnte vorläufig nicht viel dabei tun. Im Gegenteil, ich mußte mich so harmlos wie möglich benehmen. Wie dieser Teu-



„Der Bischof der Sturmwinde.“ Seit 45 Jahren wirkt Bischof Breynat, der 69 Jahre alte Apostolische Vikar von Madagazcar, an der Spitze seiner Oblatenmissionäre im Nordwest-Territorium Kanadas. Tausende von Kilometern hat er zu Fuß, zu Pferd, im Hundeschlitten, im Kano, mit Auto und Flugzeug zurückgelegt. „Für Christus unterwegs“, lautet sein Wahlspruch. Seine Bereitwilligkeit, auf seinen Reisen jeder Art von Wetter zu trotzen, hat ihm den Namen „Bischof der Sturmwinde“ eingetragen.

felskerl das alles schaffen wollte, war mir ein Rätsel. Nun, ich ließ ihn gewähren. Lieber in der Wüste umkommen, als in den Klauen dieser Räuber bleiben. Trotz der Aufregungen schlief ich in dieser Nacht tief und traumlos bis in den späten Morgen hinein.

Den Tag über nahm ich öfter Gelegenheit, mit meinen Beduinen zu sprechen, und sagte ihnen, daß ich froh wäre, wenn die Boten zurückkämen, denn sie würden tausend Pfund Sterling mitbringen, und dann wären wir alle frei. Ich beobachtete dann, wie alles, was ich gesagt hatte, dem Anführer hinterbracht wurde, und daß man mich daraufhin ohne jede Bewachung im Lager umhergehen ließ. So orientierte ich mich so gut, daß ich die Weidestelle der Pferde mit verbundenen Augen hätte finden können.

Die Nacht brach an. Ich bekam wie am Tage vorher Hammelbraten am Spieß, von dem ich den größten Teil als Mundvorrat einpackte. Außerdem ließ ich große Mengen Tee abkochen und füllte meine sämtlichen Feldflaschen, die man mir gelassen hatte, damit. Schiffszwieback hatte ich noch für mehrere Tage. Dann schlich Yaro sich fort. Ich legte mich sogleich hin, um zu schlafen, und bemerkte, daß die Wache in regelmäßigen Abständen in mein Zelt hineinsah, um sich zu überzeugen, ob ich schlief. Es mochten zwei Stunden vergangen sein, da kam Yaro zurück, legte seine Matte vor den Eingang meines Zeltes, wie er das gewohnt war, und rollte sich in seine Decken. Es wurde zehn Uhr, es wurde elf Uhr, es wurde Mitternacht; wir schnarchten um die Wette. Um Mitternacht wurde die Wache abgelöst, aber der neue Wächter nahm es mit seiner Pflicht nicht sehr genau. Er legte sich neben meinen Yaro, um ein Nickerchen zu machen. Kaum hatte Yaro, der wie ich auf der Lauer lag, die regelmäßigen Atemzüge seines neuen Lagergenossen festgestellt, als er sich aus seiner Decke wickelte, einen in ein Tuch gehüllten schweren Stein hervorzog und ihn mit solcher Gewalt auf den Schädel des Wächters niedersausen ließ, daß dieser, ohne einen Laut von sich zu geben, regungslos liegen blieb und sicher für einige Stunden betäubt war. Dann



Brüder und Schwarze beim Maishaden. Der Mais spielt eine große Rolle in Südafrika, da er das Hauptnahrungsmittel der Neger ist.



griffen wir beide nach unseren Decken, Moskitonezen, Feldflaschen und schlichen außen um das Lager herum an den Felsen entlang zu den Pferden. Im Fortschleichen raunte er mir zu:

„Master, wir müssen auf die andere Seite; unsere vier Pferde sind schon außerhalb des Lagers. Der Pferdewächter hat mich überrascht, und dann mußte ich ihm auch auf den Kopf schlagen; er war nur betäubt, und ich habe ihn so fest gebunden, daß er sich nicht befreien kann. Jetzt schnell fort. Ein Gewehr habe ich geholt, die anderen konnte ich nicht kriegen.“

Nach wenigen Minuten hatten wir die Pferde erreicht. Das schlafende Lager lag wie ausgestorben hinter uns, niemand hatte uns gesehen, niemand gehört. Die armen Pferde taten mir leid, aber mein Leben stand mir höher. Meinen Nachtwächter und Bäcker mußte ich leider zurücklassen.

Auf den zwei ledigen Pferden schnürten wir alles fest, was wir in den Händen hatten, die Büchse nahm ich zur Hand, wir saßen auf und fort ging es nach Süden.

Wir ritten die ganze Nacht hindurch und rasteten erst nach Sonnenaufgang. Bald fanden wir auch ein gutes Versteck und konnten ausruhen und uns stärken.

Dann aber schlief ich wie ein Toter. So ging es vier Nächte und vier Tage, ohne daß wir eine Menschenseele trafen. Am fünften Tage, früh um sieben Uhr, ritten wir in Zinder ein. Jetzt erst waren wir in Sicherheit.

Hier hielten wir uns nur einen Tag auf, ohne Meldung zu machen. Ich versprach mir nicht viel davon, da ich der Ansicht war, daß man wegen eines Deutschen keine Strafexpedition ausenden würde. Bei einem Händler in Zinder kaufte ich auf Kredit Proviant und Kochgeschirre und beeilte mich, auf der Karawanenstraße nach Daura zu kommen, wo ich wieder Gast des Emirs war. Diesem erzählte ich mein Mißgeschick und meine abenteuerliche Flucht. Er sagte zu mir: „Herr, es ist mir gemeldet worden, daß heute zehn Tuaregs hier durchgeritten sind, die es offenbar sehr eilig hatten, sie haben sich gar nicht hier aufgehalten. Da sie Ihnen nicht begegnet sind, so werden sie wohl einen anderen Weg eingeschlagen und Zinder gemieden haben. Heute kommt ja ein räuberischer Überfall selten vor, aber noch vor wenigen Jahren war so etwas an der Tagesordnung. Seien Sie froh, daß Sie frei sind, lebendig wären Sie nie freigekommen.“ Und ob ich froh war!

Ich fuhr nun zurück nach Kano, brachte meine Angelegenheiten so schnell wie möglich in Ordnung, erzählte niemandem ein Wort von meinen jüngsten Erlebnissen und sagte dem Direktor der englischen Bank auf seine Frage, wozu ich diesen Unglück kündenden Brief geschrieben hätte, es habe sich um einen unangenehmen Zwischenfall in der französischen Sahara gehandelt, über den ich lieber nicht sprechen wolle.

Mein Diener ließ es sich nicht nehmen,



mich bis nach Lagos zu bringen, denn er wollte gar zu gern auch einmal ein ganz großes „Ranu“ (Dampfer) sehen. Und als ich den Dampfer „Sultan“ der Deutsch-Ostafrika-Linie betrat, sagte mir der treue Burche zum Abschied: „Herr, du kommst

wieder, ich weiß es. Ich werde keine Stelle annehmen und auf dich warten!“

Und die Wogen des Ozeans schlugen gegen den Bug des Schiffes und sangen: Heimwärts, heimwärts!

## Der Ahnenkult der Schwarzen in meinem Distrikte.

Von P. Franz Tremmel, F. S. C.

Im politischen Bezirke Nelspruit leben Swazi, Ma-Bai, Ma-Pulane und andere Stämme. Bei weitem an Zahl überlegen sind die Swazi. Sie sind hier auch das führende Volk. Ihre Sprache ist die Verkehrssprache. Wie ihre Sprache, so sind auch ihre Sitten und Gebräuche, ihre religiösen Anschauungen und Kultakte mit denen der Zulu verwandt. Wie bei den

Zulu herrscht auch hier der Kult der Amadlozi, der Kult der Ahnengeister.

Direktes Ausfragen über ihre Amadlozi (sprich: Amaschlofi!) führte mich nicht zu einem befriedigenden Ergebnis. Ein besseres Bild bekommt man durch Beobachtung ihrer Sitten und durch indirekte Fragen. Ein Idlozi ist der Geist eines Menschen, der vom Körper durch den Tod geschieden wurde. Jeder erwachsene Mensch, selbst jedes Kind, wird nach der Überzeugung der Swazi ein Idlozi, das heißt ein gottähnliches Wesen, ein Ahnengott. Dieser Geist geht nicht weg von dieser Erde. Er verwandelt sich oft in eine giftige Schlange, eine unschädliche Eidechse oder in ein anderes Tier.

Diese Ahnengeister beherrschen das ganze religiöse Leben der Swazi. In ihren Händen liegt alles. Sie sind die gütige wie die verderbenwirkende Vorsehung der Swazi. Je nach dem Betragen der Lebenden sind sie über diese zornig und voll Rachsucht oder sie überschütten sie mit Gold und Wohlwollen. Alle Furcht und Hoffnung der Swazi ruht bei ihren Amadlozi. Die religiösen Dienstleistungen sind in den Amadlozi verankert. Die Ahnengeister schicken Wohlhabenheit, Erhaltung der Gesundheit, sie schicken aber auch Mißgeschick, Unglück, Viehseuche, Pest, ansteckende Krankheiten usw. Selbst über den Tod haben sie Gewalt.

Auf einem meiner Missionsritte traf ich einmal eine Negermutter im Schatten eines Baumes am Wege sitzen. Sie spielte mit ihrem Kinde, während die anderen Frauen und Mädchen den Mais vom Unkraut säuberten. Wie ich sie frage: „Ja, Mütterchen, warum arbeitest du nicht?“, erhielt ich die Antwort: „Ngiyagula.“ („Ich bin krank.“) — „Ja, wo fehlt es



Geschließung im Urwalde. P. Anton von Perugia, ein Kapuzinermissionar des Apostolischen Vikariates Ober-Solimoes in Brasilien, spendet den Jauas-Indianern, die er in Unterricht genommen hat, die Sakramente. Die Jauas leben im sogenannten Jararadistrikt auf der linken Uferseite des Javary, nahe der Grenze von Peru.



denn?“ — „Am ganzen Körper.“ — „Ja, wie kommt denn nur das?“ — „Die Amadlozi sind in meinen Körper hinein und machen ihn krank. Ich kann sie nicht mehr loswerden.“ Ich frage sie dann: „Ja, können denn die Amadlozi einen Menschen krank machen?“ — „Wie du nur so fragen kannst“, gibt sie in etwas barschem Tone zurück. „Wer sollte so etwas sonst können?“

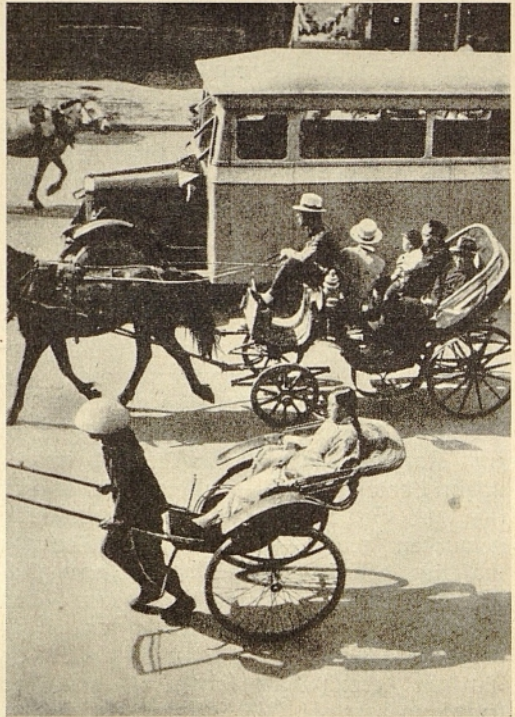
Bei Krankheiten und anderen Vorkommnissen, die sich der Schwarze nicht erklären kann, müssen immer die Amadlozi herhalten. So geht auch hier des Dichters Wort in Erfüllung: „Dort, wo die Begriffe fehlen, stellt zur rechten Zeit ein Wort sich ein.“

Die Amadlozi haben nicht nur übernatürliche Gewalt, sondern auch übernatürliche Weisheit. Einer meiner Schüler auf Amanzimhlope (White Waters) hat in seinem Aufsatz über die Amadlozi folgende Bemerkung gemacht: „Die Amadlozi setzen uns Schwarze in Verwunderung, weil sie sich mit dem Menschen vereinigen können und instande sind, ihm alles zu sagen, was er zu wissen begehrt.“

Die Ahnengeister verlangen auch oft Opfer, sei es durch den Zauberer, sei es vom Verehrer selbst.

Von meinem Pferde aus plauschte ich eines Tages mit einem grauhaarigen Baba (Bater), als sein Nachbar daherkam und uns störte. Nach der gewöhnlichen Grußformel: „Lebst du noch?“ rückte er allmählich mit seiner Bitte heraus: „Kannst du mir keine Henne geben oder leihen? Die Amadlozi sagen, ich muß eine Henne opfern, wenn meine Tochter wieder gesund werden soll.“ Eine Tochter bedeutet hierzulande ein Vermögen, denn für sie bekommt er bei der Heirat zehn bis zwölf Kinder, die alles bei den Negern gelten.

An ruhigen Morgenstunden oder wenn das letzte Rot der afrikanischen Sonne über den wuchtigen Drakensbergen zittert, dringt nicht selten der Laut der Trommel



Straßenbild in Mafeking. Hier laufen alte und neue Zeit nebeneinander her. Rikschas und Pferdewagen sind immer noch vertreten; aber die vielen guten Autostraßen, wie sie in China und der Mandschurei in den letzten Jahren gebaut wurden, bilden einen Anreiz für den Autobus- und Motorverkehr.

vom Tal zu unserer Station herauf. Welcher Missionar kennt nicht diese Trommel?! Sie ist das Bekenntnis des Heidentums. Sie ruft die von den Amadlozi Besessenen zum Tanze auf. Diese Trommel bringt es uns immer wieder zum Bewußtsein, daß da drunten im Tale noch die Ahnengeister das Zepter schwingen.

Lieber „Stern“-Leser! In deinen Gebeten gedenke manchmal dieser armen Ahnengeister, damit sie sich der Sonne der Wahrheit, Christus, zuwenden und von ihrem Ahnenglauben lassen, der zutiefst in ihrem Herzen wurzelt.

## Umschau.

**Die australischen Ureinwohner.** Die Wahl Lord Sempills als schottischen Pairs für das Englische Oberhaus im

Dezember 1935 hat besonders auch im fernen Australien einen seltenen Widerspruch gefunden. Der wohlbekannt und



liebenswürdige Flieger hat öfters bei den Missionären der australischen Ureinwohner Besuch gemacht. Sempills Berühmtheit datiert aus dem Weltkrieg. In der Nachkriegszeit wurde der Fünfundzwanzigjährige zum Direktor im britischen Luftfahrtministerium und gleichzeitig zum offiziellen Beirat Japans und Griechenlands ernannt. Als die Benediktiner von Buckfast ihre neue Abtei einweihen, sah man Sempill in der Höhe seine Ehrenschleifen ziehen. Bei der Grundsteinlegung der Kathedrale von Liverpool warf er Blumen aus seinem Flugzeug ab.

Wenige Monate nach seinem Übertritt zum Katholizismus im Jahre 1934 unternahm Lord Sempill — allein, wie es bei ihm zur Gewohnheit, ja fast Leidenschaft geworden war — mit einer Tourenmaschine den Flug von London nach Australien. Alles ging gut, bis Koepang auf der Insel Timor. Mit einem letzten „Flügel Schlag“ von 800 Kilometer hätte er Darwin erreicht, wo seine ein festlicher Empfang wartete. Die Stunden vergingen, die Unruhe wuchs. Man wechselte Depeschen zwischen Koepang und Darwin. War dem einsamen Flieger ein Unglück zugestoßen? Die Erklärung war einfach genug. Lord Sempill war auf dem Gebiet der ka-

tholischen Mission Bathurst niedergegangen und hatte beim Apostolischen Administrator der Diözese Victoria Palmerston, Monsignore Gsell (Herz-Jesu-Missionär von Ifoudun) eine Tasse Tee genommen. Diese Diözese, die mit ihren 1,500.000 Quadratkilometern ein Fünftel von ganz Australien bedeckt, also mehr als dreimal so groß wie Deutschland ist, wollte Lord Sempill ihrer ganzen Länge nach durchqueren. Seinen Stützpunkt nahm er in Alice Springs, im Herzen Australiens, 1600 Kilometer von Darwin entfernt, wo in der Regenzeit weder mit Darwin noch mit einem andern Hauptort Verbindung möglich ist. Es ist zugleich die isolierteste aller katholischen Missionen Australiens. Ein Einsiedlermissionär, P. Moloney, M. S. C., haust dort als Seelsorger einer Pfarrei so groß wie ganz Italien. Sollte beim damaligen Aufenthalt in Bathurst im Kopf Lord Sempills der Plan gereift sein, auf der Insel eine radiotelegraphische Station für Flieger zu errichten, die den Weg von Niederländisch-Ostindien nach Australien über die Timor-See machen? Tatsächlich denkt man jetzt in Australien fest daran. Die Station soll mit einem meteorologischen Observatorium verbunden und den Herz-Jesu-Missionären anvertraut werden. Diese letzteren haben 1933 der viermotorigen



Begegnung im Busch. Ein katholischer Missionar von Natal trifft einen Eingeborenen an den Ufern des Umlazi-Flusses, der im Hinterland von Port Natal (Durban) in den Draakensbergen entspringt. Der Priester ist Deutscher und gehört zu den Mariannhill-Missionären, die im Griqualand und Pondoland wirken. Mit dem Evangelium suchen sie den armen Schwarzen auch soziale und wirtschaftliche Besserung zu bringen. Einer der bekanntesten aus ihren Reihen, P. Bernard Hüß, sprach vor kurzem im Betschuana-land über rationellen Ackerbau. Einer der schwarzen heidnischen Zu-

hörer dankte mit den Worten: „Hundert Jahre schon wird uns das Evangelium gepredigt. Aber jetzt zum ersten Mal hat uns ein Missionär auch von unserer materiellen Wohlfahrt gesprochen.“



„Astea“ der Imperial Airways eine fast sichere Katastrophe erspart, indem sie durch ihre Eingeborenen einen Landungsplatz herrichten ließen. Die Londoner Regierung hat die ausgezeichneten Verdienste Monfignore Gells durch Verleihung des Ordens vom Britischen Kaiserreich öffentlich anerkannt.

Noch jüngst machte Lord Sempill einen anderen Abstecher zu den Ureinwohnern. Diesmal war das Kloster Neu-Nursia in West-Australien das Ziel. Der Besuch verursachte keine geringe Überraschung bei den Benediktinern und ihren Schützlingen. Gestikulierend und schreiend stürzten sich die Naturkinder auf den Flieger. Er blieb 24 Stunden zu Gast, nahm an den Gebeten der Eingeborenen teil, besuchte die kleinen Waisenhäuser von Neu-Nursia, um dann weiterzufliegen.

Im Nordwesten Australiens in Drisdale River unterhalten die Benediktiner von Nursia eine weitere Mission mit Kirche, Schule, Krankenhaus und ungefähr 600 Ureinwohnern, synpathischen Menschen, von denen ein Teil getauft ist, während die anderen sich in der Vorbereitung befinden.

Drisdale River ist in das Apostolische Biskariat Kimberley eingeteilt. Hier nehmen sich ein Dutzend deutsche Pallottiner der Eingeborenen an. Leider wurden zwei Stationen, Beagle Bay und Lombadina,

im Frühjahr 1935 durch einen verheerenden Wirbelsturm teilweise zerstört. Erzengel Raible, der erste Bischof von Kimberley, hat nach seiner Europareise an die australischen Katholiken einen Hilferuf gerichtet, der nicht ungehört verhallte.

In der Tat wächst das Interesse an der Missionierung der Ureinwohner unter den weißen australischen Katholiken. Sie werden sich immer mehr der Pflicht bewußt, jenen religiösen Beistand zu leisten, die die ersten und bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die einzigen Bewohner und Herren des Landes waren. Als 1934 Erzengel Bernardini, der jetzige Schweizer Nuntius, als Apostolischer Delegat nach Sydney kam, erklärte er öffentlich, der Papst habe ihm u. a. aufgetragen, die Missionierung der australischen Ureinwohner im vollen Umfang zu betreiben.

Derselbe Delegat übernahm auf dem Eucharistischen Kongreß zu Melbourne das Präsidium über die Missionsabteilung. Dort wurde auch den Missionen unter den australischen Ureinwohnern solche Bedeutung beigelegt, daß die katholische Presse einen neuen Kampfruf und die australischen Katholiken eine neue Zielsetzung erhielten.

Es gibt jetzt ein eigenes Missionsnachrichtenbureau in Melbourne für die australische Presse. Australische Missionäre hielten über den gleichen Gegenstand zahlreiche Konferenzen ab.

Kongowagen, neuestes Modell! Der hochmoderne Zweifüßler besteht in der Hauptsache aus einem Kongobaumstumpf, den junge Kongoneger in den Vorstadtvierteln von Elisabethville als Karosse ausgehöhlt haben. Wir verdanken das Bild einem der belgischen Salesianer, die in Ober-Luapula, nahe der Grenze von Nord-Rhodesia, arbeiten.





Allzulange hatten auch die Katholiken die Ureinwohner als minderwertige Rasse betrachtet oder überhaupt von ihnen nichts gewußt.

Man glaubte sie dem Aussterben nahe wie die Tasmanier, die übrigens tatsächlich als unbegabte, dem Glauben schwer zugängliche Rasse anzusehen sind.

Sterbende Völker! Heute noch 60.000, dazu vielleicht 20.000 Mischlinge, hatten sie Ende des 18. Jahrhunderts die Million überschritten. Das Aussterben kommt vom Zusammenleben mit den Weißen, wie man das bei den Maori Neuseelands, den Polynesiern und Melanesiern der Südsee, den Rothäuten Amerikas sehen kann. Kriege, Gemetzel, schlechte Behandlung, eingeschleppte Krankheiten bezeichnen den Weg, den sie in der neueren Geschichte zurückgelegt.

Gewiß muß man anerkennen: Es gibt auch ein wohlstätiges Zusammentreffen mit den Weißen. Wo das zutrifft, da rafft sich die niedere Rasse auf, sie bekommt erneuten Lebenswillen, in Neuseeland wie auf den Samoa- und Fidji-Inseln, in Neukaledonien und in Australien.

Eine jüngste offizielle Zählung unter den reinrassigen Ureinwohnern von Queensland (einer der sechs Staaten des australischen Bundes) gibt die Zahl der Ureinwohner im Jahre 1933 auf 12.532 an. Die Geburten beliefen sich auf 386 und die Sterbefälle auf 324. Ja dort, wo die Eingeborenen unter dem Schutz und Einfluß der katholischen oder protestantischen Missionen stehen, ist das Verhältnis noch günstiger: 65 Geburten und 43 Todesfälle. Hingegen bringen es die nomadischen Stämme, durch Krankheiten und Lafter der Weißen aufgerieben, auf engem, ödem, selbst von Weißen aufgegebenem Raum, höchstens auf 102 Geburten bei 122 Sterbefällen. Das gilt nicht bloß für Queensland. Monsignore Gsell bezeugt, daß die katholischen Haushalte in Bathurst zahlreiche Kinder haben. Es scheint eine gewisse Gesetzmäßigkeit in der beobachteten Entwicklung zu liegen. Das erste Zusammentreffen mit der weißen Rasse empfindet die schwarze Rasse wie einen gewaltsamen Schlag: sie leidet darunter, geht der Auflösung und dem Aussterben entgegen.

Sie braucht materielle und geistige Hilfe, um sich den neuen Lebensbedingungen anpassen zu können. Erst dann erholt sie sich und nimmt regelmäßig auch wieder zu.

Überdies haben die Missionäre ihr Ziel höher gesteckt, als es die körperliche Gesundheit der Rasse ist. Sie suchen das Seelenheil. Schwierigkeiten entmutigen sie nicht. Mit wunderbarer Fähigkeit und ebensolchem Opfersinn widmen sie sich dem Apostolat unter den Ureinwohnern.

Bekehrungen sind durchaus nicht so selten, wie man denkt. Australien gehört nicht zu den unfruchtbarsten Missionsfeldern. Auf Palm Island an der Ostküste von Queensland gründete P. O'Connor 1931 in der Eingeborenen-Reserve eine katholische Mission.

Bei seiner ersten heiligen Messe hatte er zwölf Katholiken. Nach Verlauf von zwei Jahren waren es bereits 200 geworden und heute hat er unter 1200 Uwohnern bereits 400 Katholiken.

Zwei andere Missionäre vom Heiligsten Herzen gründeten im Herbst 1935 250 Kilometer südwestlich von Darwin, in Port Keats, zwischen den Flüssen Daly und Fitzmaurice eine Station. Schon Ende des verflossenen Jahrhunderts hatten dort an den Ufern des Daly River Jesuiten eine solche Gründung versucht. Aber Überschwemmungen und andere Schwierigkeiten ließen sie abstehen vom begonnenen Werk. Der zweite Versuch scheint besser zu gelingen. Die Ureinwohner dieser Gegend, als besonders kulturfeindlich verschrien, lenken ein. Schon wenige Tage nach der Ankunft der Missionäre in Port Keats kamen etwa hundert Schwarze aus dem Busch, legten ihre Lanzen zum Zeichen der Freundschaft nieder und gingen so auf die Neuankommlinge zu. Später führten sie auch ihre „lubras“ (Frauen) und „pickaninies“ (Kinder) herbei. Sie erboten sich, den Missionären beim Hausbau zu helfen. Also eine schwierige, aber durchaus keine unfruchtbare Mission.

**Schanghai.** (Fast 100.000 neubekehrte Chinesen im Berichtsjahre 1934/35.) Das von den Schanghaier Jesuiten neuerdings herausgegebene Jahrbuch der katholischen Missionen Chinas gibt die Zahl der chinesischen



Katholiken einschließlich derer in der Mandschurei auf 2,818.839 an.

Erwachsenentaufen wurden im verflossenen Jahre 96.680 gespendet, während 495.060 Katechumenen sich auf die Taufe vorbereiteten.

Die Dichte der katholischen Bevölkerung zeigt je nach den Provinzen großen Wechsel. So sind in der Provinz Suiyuan 4 Prozent der Bevölkerung katholisch, in Chahar 3,2 Prozent und in Hopenh 2,4 Prozent. In Kwangsi fällt der Anteil der Katholiken auf 0,1, in Chinghai auf 0,04, und schließlich in Sikang an der tibetanischen Grenze auf 0,03 Prozent.

Von den 125 kirchlichen Sprengeln, in die das Land jetzt zerfällt, sind 22 in Händen des chinesischen Klerus, der somit im letzten Jahr ein neues Gebiet erhielt.

Die chinesischen Priester bilden ungefähr 41 Prozent des gesamten Klerus. Sie haben 1935 allein um 88 zugenommen, d. i. die größte Zunahme in den verflossenen Jahren. Die Gesamtzahl aller Priester in China beträgt 4309.

Die Zahl der chinesischen Priester hat sich seit 1917 verdoppelt, seit 1906 verdreifacht. Bei 935 Theologiestudenten, 4021 Besuchern der Kleinen Seminarien und 1906 Vorbereitungsschülern sind auch für die Zukunft die Ausichten für priesterlichen Nachwuchs sehr gute.

Die Zahl der chinesischen Brüder ist auf 636 gestiegen. Sie stehen 532 ausländischen Brüdern gegenüber.

Von den 5413 Schwestern sind 63 Prozent Chinesen.

Daß trotz der finanziellen Schwierigkeiten die Zahl der Katechisten auf 13.817 steigen konnte — d. i. ein Zuwachs von 17 Prozent —, ist nur zu begrüßen. Taufen wurden 565.792 gespendet, demnach 64.000 mehr als im Vorjahre.

**Ntjafrika.** Siedlungen gegen die Schlafkrankheit. **Buloba** (Tanganyika).

Seit dem Auftreten der Schlafkrankheit in Afrika wurde immer von neuem angstvoll die Frage gestellt: Wie der Geißel Einhalt gebieten? Bis jetzt hat man scheinbar kein wirksames Vorbeugungsmittel gefunden als ein Aufgeben, eine Räumung der verseuchten Gebiete: es ist die Flucht vor einer der 22 Arten der Tsetse-Fliege, die die Krankheit überträgt.

Ausgehend von den Ufern des Tanganyika-Sees schleicht die unheimliche Krankheit nach



Abyssinischer Priester. Die Priesterkaste in Abyssinien ist äußerst zahlreich und im Besitze weiter Teile des Landes. Die Verbindung mit der alexandrinisch-koptischen Kirche wird durch den Abuna oder höchsten Bischof aufrechterhalten. Er wird immer aus den Reihen der Kopten genommen und vom koptischen Patriarchen in Alexandria ernannt und geweiht. Dem Abuna untersteht der Itchege, ein abyssinischer kirchlicher Würdenträger, der die Bischofsweihe erhalten hat. Nach 1929 wurden vier andere abyssinische Bischöfe von dem koptischen Patriarchen geweiht.

dem Norden mit einer durchschnittlichen Jahresgeschwindigkeit von fünf Kilometern. Um ihr den Eintritt zu wehren, hat die englische Regierung von Daresalaam die Errichtung von Siedlungslagern in den gesündesten Gegenden des Landes beschlossen.

Die erste Siedlung wurde in Buzinja südwestlich vom Viktoria-Nyanza errichtet. Dann kam die Gegend von Karagwe an die Reihe. Zwischen dem Viktoriasee und dem Ragerafluß gelegen, ist diese Niederung, ehemaliger Seeboden, mit dichtem Busch bedeckt: ein Eldorado für die Tsetse. Nur Missionäre und Stagnolsucher kennen das Land.

Der Gouverneur des Tanganyikagebietes teilte 1934 einem Südafrikaner, Herrn Scott,



den Auftrag, an Ort und Stelle die Siedlungsfrage zu studieren. Er durchquerte, fast immer zu Fuß, ganz Karagwe. Die Eingeborenen staunten über diese Fähigkeit. Fast überall war die Nestschließe anzutreffen, Wasser hingegen fast nirgends. Höchstens fünf oder sechs Punkte fanden Gnade in seinen Augen. Aus seinem Bericht ergab sich die dringende Maßnahme, fast die gesamte Bevölkerung, 42.000 Seelen, in Siedlungslager zu überführen.

Am 3. August 1935 begann diese Arbeit trotz der Proteste der Eingeborenen. Herr Scott trifft mit einigen Beamten und einer polizeilichen Eskorte in den Ortschaften ein. Die Träger schlagen das Zelt auf, die Bevölkerung wird zusammengetrommelt und gezählt. Es folgt Bestandaufnahme des Viehs und der Vorräte. Dann wird die Bevölkerung aufgefordert, das Dorf zu verlassen und die neue Siedlung aufzusuchen. Um den Worten mehr Nachdruck zu verleihen, werden Bananen- und Kaffeepflanzungen niedergelegt. Hilft das nicht, so werden die Häuser niedergebrannt. Im November stand der ganze Süden Karagwes in Flammen. Die armen Eingeborenen verlassen schließlich mit Sack und Pack ihre Dörfer. Das Vieh treiben sie vor sich her, und so geht es auf den Bestimmungsort zu, der bisweilen drei Tagemärsche entfernt ist. Dort wird ein Feld zum Bebauen angewiesen. Bis die Ernte kommt, lebt man von den Vorräten oder auf Kosten der Regierung. Zwei Jahre hindurch wird Steuerfreiheit gewährt. Jeder Haushalt baut sich eine kleine Hütte, mehr oder minder solid; es entstehen neue Familiensiedlungen. Der Bezirk Kagurufi bereitete die größten Schwierigkeiten. Die Hauptlinge hatten 400 Familien gezählt, in der Siedlung fehlten zwei Drittel. Viele waren nach Ruanda und Buzinja geflohen, andere wurden nach langem Suchen in den Höhlen entdeckt. Unter den Evakuierten befanden sich auch Hirten vom Burugui-See. Man kann sich ihr Erstaunen vorstellen, als sie auf einmal Feldhaden ausgehändigt erhielten.

November 1935 waren zwei von den fünf Siedlungslagern fertig. Ende 1936 sollen auch die andern soweit sein. In einem Gebiet so groß wie Thüringen gibt es nur fünf kleine Däsen oder Inselchen für die Bevölkerung; alles übrige Land überläßt man den Tieren des Waldes.

Kein Zweifel, daß die Maßnahmen, von den hygienischen Vorteilen abgesehen, zunächst den Steuereinnehmern ihre Arbeit erleichtern. Sie brauchen nicht mehr den Busch zu durchwandern auf der Jagd nach unauffindbaren Steuerpflichtigen. Auch die Weißen Väter als Missionäre kommen so viel leichter an die einzelnen, beisammen wohnenden Gruppen heran. Liegt doch die Mission am Kreuzungspunkt von vier Straßen, deren jede nach einem Lager von 7000 bis 8000 Seelen führt, wobei die Entfernung 25 bis 70 Kilometer beträgt. Das fünfte Lager soll als das größte mit 12.000 Seelen einen Hügel einnehmen und einen eigenen Missionsposten erhalten.

Am wertvollsten für die armen Buschbewohner wird natürlich der Schutz gegen die Schlafkrankheit und die Hilfe sein, die man ihnen bei Krankheiten und Verletzungen in den Arsenapotheken angeheihen läßt. Trotz alledem bedauern besonders die Alten, daß man den Busch aufgeben mußte, mit der Freiheit, von früh bis spät zu jagen. Sucht man ihnen klar zu machen, daß die Regierung nur ihr Bestes im Auge hatte, so bekommt man zu hören: Sterben muß man überall, und nirgends gibt die Erde ihre Toten wieder.

### Gottesdienst über dem Nordatlantik.

Dem „fliegenden Pater“ ist die Aufgabe zugefallen, demnächst einen Missionsflugdienst im hohen Norden — Kanada nördlich des Polarkreises — einzurichten. Er ist zur Vorbereitung dieser Expedition nach Nordamerika gereist. Die Güte seiner Freunde ermöglichte ihm, die Reise im Zeppelin-Luftschiff „Hindenburg“ mitzumachen. Ein besonderes Geschenk erwirkte für Pater Schulte der Apostolische Nuntius in Berlin, Erzellenz Erzbischof Orsenigo: Der Missionär erhielt die Erlaubnis, ähnlich wie auch auf See üblich, an Bord des Luftschiffes die hl. Messe darzubringen. Damit wird die erste hl. Messe, die jemals in der Luftfahrt über dem Ozean gefeiert wurde, in einem deutschen Luftschiff und durch einen deutschen Priester dargebracht.

## Im Banne der Ngil.\*

Ein Roman aus Kamerun von Hermann Stolaster. (Fortsetzung.)

Jetzt richtete sich Mtonga wieder auf. „Nun, Freunde, glaubt ihr denn, wenn ich jemand einen Schluck zu trinken gebe, werde ich es nachher verraten? Da kennt

ihr Mtonga schlecht.“ Damit öffnete er eine Flasche, tat einen Zug daraus und reichte sie dem Manne, der ihm zunächst saß, hinüber. „Da, trink und laß es dir wohl schmecken. Dann seid aber auch still und laßt mich schlafen. Die beiden da laufen euch nicht fort.“ — „Das denke ich

\* Der Abdruck erfolgt mit Zustimmung des Verlages Herder & Co. in Freiburg (Breisgau), Baden.



auch“, sagte der Wächter, nahm die Flasche und trank.

„Trink nur nicht gleich alles aus“, meldete sich sein Gefährte. „Andere möchten auch was davon haben.“ — „So? Ich dachte, du willst nichts.“

Die Flasche wanderte hin und her. Sie fanden, daß das Getränk von besonderer Güte war. Es erwärmte den Magen, ohne in der Kehle zu brennen. Auch die Augen wurden klarer, je mehr man davon trank. Ein Kranker konnte gesund davon werden. Bald war die Flasche leer.

„Ntonga, Ntonga, hörst du nicht?“ — „Zum Henker, was ist schon wieder los?“

„Ntonga, sei nicht böse, daß ich dich noch einmal störe. Neben dir liegt noch eine Flasche.“

Wie im Schlaf schob er sie von sich. „Nehmt sie, aber laßt mich in Ruhe.“ — „Wir werden still sein wie die Lämmer.“

Eine halbe Stunde später lagen auch die beiden Wächter am Boden wie Leichen. Man hätte sie forttragen können, sie hätten es nicht gemerkt.

Die Nacht war dunkel und feucht. Dichter grauer Nebel lagerte über der Küste. Die Feuchtigkeit der Luft sammelte sich auf den Dächern, verdichtete sich und rollte als Wassertropfen herab. Kleine Nachtfalter schwärmten über den glühenden Kohlen der Feuerstellen. Fliegende Hunde huschten sanften Flügelschlags über die Schlafenden hinweg.

Ntonga erhob sich. Taumelnden Schrittes ging er zwischen den Schlafenden durch. Erst als er sich unbemerkt wußte, trat er zu dem Pfahl, an dem Nyangeli stand. „Sprich nicht, Nyangeli“, sagte er mit Flüsterstimme, „ich will dich befreien.“ Erschreckt zog er die Hand zurück. Was er da berührte, war eine Leiche. Armes Weib, dachte er, es ging schneller, als sie geglaubt haben. Dann ging er entschlossen zu Willner hin. „Herr, ich will Euch retten. Draußen liegt noch das Schiff. Stellt Euch gerade, damit ich die Schlinge von Eurem Halse wegnehmen kann.“

Willner raffte seine letzten Kräfte zusammen und richtete sich ein wenig auf. Es war ihm wie im Traum. Er glaubte zu fliegen, konnte aber die Flügel nicht bewegen. Als Ntonga seine Hände von den



Großes Völkertreffen im unterirdischen Rom. Seminaristen des Propagandakollegs Rom sammeln sich in den Katafomben, um die Messe eines der Ihrigen zu hören, der vor kurzem zum Priester geweiht wurde. Die rund 230 Studenten des Collegio Urbano (Propagandakolleg) verteilen sich auf 36 verschiedene Rassen.

Fesseln befreite, sank er zu Boden. Der Jüngling hob ihn auf und trug ihn davon.

Auf dem Fluß schaukelte ein Kanu. Eleja war auf ihrem Posten. Das Ruder in der Hand, lauschte sie dem Ankommenden entgegen. Ntonga trat vorsichtig durch das hohe Gras ans Ufer und hustete leise. Da löste sich der Schatten, der oberhalb über dem Wasser zu schweben schien, und kam heran. „Fast du Nyangeli frei gemacht?“ fragte Eleja, während sie dem jungen Manne half, seine Last im Kanu unterzubringen. — „Sie ist erlöst“, gab er zur Antwort. Er wollte ihr jetzt keinen Schmerz bereiten.

„Ich danke dir“, sagte sie. „Hier ist Wasser, gib dem Weißen zu trinken. Und dann schnell fort. In einer Stunde kannst



du zurück sein. Ich warte hier, bis du kommst. Wenn die Flucht vorher entdeckt wird, wirst du das Geschrei rechtzeitig hören. Vor deinem Hause brennt ein Feuer. Du kannst den Weg nicht verfehlen.“

Ntonga schwang sich ins Kanu. Elefa reichte ihm das Ruder in die Hand, neigte sich zu ihm nieder und flüsterte kaum hörbar: „Der gute Gott behüte dich und führe dich zu mir zurück.“ — „Möge er auch dich segnen, du Perle der Vanoho.“ Zwei, drei leise Ruderschläge und das Kanu verschwand in der Finsternis.

Johnson schritt gähnend durchs Zwischendeck, als Ntonga das Schiff anrief: „Massa, Massa! I bring him!“

„Wen bringst du?“ fragte Johnson verwundert. — „Den Weißen, Massa Millner, Euern Landsmann.“

„Wahrhaftig!“ rief der „Erste“ erfreut. „Haben sich die Kerls doch eines Bessern besonnen!...“ Er rief die Wache. „Besorgen Sie den Mann an Bord.“ — „Zu Befehl, Herr Kapitänleutnant.“

Bald schwebte der Hängekorb an einem Ladebalken herunter. Ntonga setzte den Weißen hinein. Er brauchte seine ganze Kraft dazu. Millner war hilflos wie ein Kind. Das Kanu flog neben der Bordwand auf und nieder. Als er den Verschuß des Korbes verriegelte, sank Millner ohnmächtig in sich zusammen.

Ntonga befestigte sein Kanu an einem der herabhängenden Schiffstau. Die Furcht, der Kranke könne zu Schaden kommen, veranlaßte ihn, an Bord zu fahren. Er schwang sich auf den Korb. Mit der Linken umklammerte er das Gehänge, mit der Rechten faßte er Millner unter den Schultern, um ihn zu stützen. Der Korb schwebte nach oben. Zwei Krankenwärter brachten eine Tragbahre und trugen den Regungslosen fort.

Brown und Williams standen auf der Kommandobrücke und beobachteten den Vorgang. Ntonga grüßte zu ihnen hinauf. Sobald er den Kranken in sicherer Hut wußte, kletterte er über die Reling, um ins Kanu zu kommen. Williams rief ihn an.

„Hallo, mein Junge, warum so eilig?“ — „Ich muß schnell nach Hause, Herr, damit niemand mein Fortgehen bemerkt.“

„So haben dich deine Landsleute nicht geschickt?“ — „Nein, Herr! Ich habe den Weißen heimlich befreit.“ — „Dann hast du eine Belohnung verdient. Warte doch!“ — „Danke, Herr, ich habe keine Zeit. Ich muß...“ Den Rest verstanden sie nicht. Er war bereits am Seil hinabgerutscht. Ehe man sich's versah, war das Kanu verschwunden.

Ntonga sah das Feuer, das am Ende der nördlichen Dorfhälfte in der Nähe seines Hauses brannte. Er hätte dieses Führers nicht bedurft, denn auch in der Faktorei lagen noch brennende Balken, in die der Landwind blies, daß die Funken aufstoben und wie Irrlichter über den Platz hinweghuschten. Das Dorf lag in tiefem Frieden. Er schob das Kanu auf den Sand. Da trat Elefa auf ihn zu. Er ergriff ihre Hand und sagte: „Elefa, erschrick nicht... Du mußt es doch erfahren... Nyangeli ist gestorben.“ — „Wenn sie gestorben ist, hat ihre Qual ein Ende“, erwiderte das Mädchen ruhig. „Man hätte sie doch gefunden und zu Tode gequält. Ich habe eine gute Freundin verloren. Nyangeli war immer gut zu mir. Morgen werden wir sie beklagen, wie es Sitte ist. Doch“, sagte sie, stehen bleibend, „du gehst mit mir? Willst du nicht nach Hause, damit dich niemand sieht?“

„Nein, ich werde hier bleiben. Man hat mich am Abend hier gesehen, man soll mich auch am Morgen noch am selben Plage wiederfinden.“ — „Wie du willst! Gute Nacht!“

Ntonga suchte seine Pflanzenblätter wieder auf. Nun schlief er bald wirklich einen tiefen Schlaf. Elefa schlüpfte hinter den Hütten zum Hause ihrer Mutter, das sie leer wußte.

### III.

Die beiden Wächter waren nicht die ersten, die am Morgen Millners Flucht entdeckten. Erst als das Geschrei einiger Weiber über den Dorfplatz schallte, wurden sie wach. Mit Schrecken sahen sie, was geschehen war. Die Strafe würde nicht ausbleiben. Wenn es gut abging, würden sie Schläge bekommen, daß ihnen das Aufstehen auf acht Tage verging. Wenn es schlimm wurde, konnten sie mit Sklaverei rechnen.



Und es konnte schlimm werden! Was tun? Ein wüster Kopf findet nicht leicht einen sicheren Ausweg. Doch eines stand fest. Sie mußten leugnen, je dreister, desto besser. Nur das konnte sie aus der verzweifelten Lage retten.

„Herbei, ihr Männer, herbei! Wacht auf, ihr Schläfer! Wie könnt ihr schlafen, während hier große Zauberei im Gange ist? Nehmt euch in acht, daß euch der Zauber nicht packt!“ So riefen beide, so laut sie konnten.

„Was ist geschehen?“ fragten verschlafene Stimmen.

„Das ist schwer zu sagen. Mir schmerzt der Kopf von dem Schläge, den ich erhalten. Er war so stark, daß ich wie tot auf die Erde fiel.“

„Meinem Kopf geht es nicht besser“, sagte der andere.

Dende lief aus seinem Hause heraus. „Wo ist der Weiße?“ rief er.

„Auf und davon... durch die Luft davongeflogen.“ Der Redner fühlte, daß er wieder Herr der Lage war. Seine Einbildungskraft hatte durch den Alkoholgenuß keine Einbuße erlitten. Er redete überzeugend — und man glaubte ihm.

„Wer hat dich geschlagen?“ fragte jemand aus der Menge. „Der Weiße, wer sonst?“ — „Er war doch angebunden.“ — „Ja, das hättet ihr sehen müssen. Er schüttelte mit dem Kopf, da fielen die Stricke an ihm herab.“ — „Ihr hättet ihn ergreifen, festhalten müssen.“

„Haben wir auch getan. Er schüttelte mit dem Kopf, da fielen wir rechts und links zu Boden. Als ich mich erheben wollte, erhielt ich einen Schlag über den Schädel — ich fühle ihn jetzt noch —, daß mir schwarz und grün vor den Augen wurde. Ich sah noch, wie er seinen Hut mit der Hand durch die Luft schwang, dann flog er davon. Mir aber wurde übel. Ich sah und hörte nichts mehr und lag wie tot.“ — „Genau so war es“, bestätigte sein Gefährte. „Mir erging es ebenso.“

„Wie sagst du? Den Hut hat er geschwungen?“ — „Ja, so sagte ich“, antwortete der Wächter.

„Seht ihr nun, daß ich recht hatte? Ich habe gestern gesagt, man soll ihm den Hut

nicht geben. Es ist Medizin gewesen, wie ich vermutete.“

„Ja, ja, ich habe es auch gesagt“, meinte ein anderer.

„Ich auch“ und „ich auch“, schallte es aus den Reihen. „Der Häuptling hat sich betrügen lassen. Die Weißen sind alle Lügner. Ja, so ist es, so ist es!“

„Warum ist er denn so lange am Pfahl geblieben, wenn er so leicht davon loskommen konnte?“ wagte ein Zweifler zu bemerken.

„Weil es Medicinen gibt, die nur zu bestimmten Zeiten wirken. Manche wirken nur bei Sonnenaufgang, manche nur des Nachts. Fragt nur den Ngil, wenn ihr nicht glauben wollt. Der Ngil hat es so gesagt.“

„Ihr müßt mit mir gehen“, sagte Dende zu den beiden Wächtern. „Ich muß euch im Räte der Ältesten vernehmen. Es könnte doch jemand kommen und uns erzählen, daß ihr geschlafen habt und jetzt lügt, um eure Schuld zu verdecken.“

„Häuptling, wir haben die Lüge nicht nötig. Wer kann es wagen, zu behaupten, daß wir geschlafen haben? Niemand...“ Er hatte hinzufügen wollen: „Niemand hat es gesehen.“ Er unterbrach sich rechtzeitig und schwieg.

Das Verhör brachte kein anderes Ergebnis. Die Älten fanden die Sache glaubwürdig. Da kein Gegenzeuge auftrat, mußte man sich mit der Aussage der Wächter zufriedengeben.

Nach der Verhandlung baten die beiden den Häuptling um den versprochenen Rum. Da sie in außergewöhnlicher Weise Schrecken ausgestanden hatten, erhielten sie zu dem Versprochenen noch eine Zulage — zu ihrem Schaden.

Als die Versammlung der Ältesten auseinander gegangen war, sprach der Ngil zu Dende: „Du und deine Räte, ihr habt euch gründlich belügen lassen.“ — „Du glaubst nicht, was die Wächter sagten?“ — „Ich glaube es nicht, weil es nicht möglich ist.“

„Warum soll es nicht möglich sein? Du selbst hast uns erzählt, daß du einmal durch die Luft geflogen bist. Sollten die Weißen nicht ebenso große Medicinen haben wie wir? Oder hast auch du damals gelogen?“



„Hüte deine Zunge, Häuptling! Was ich sagte, wiederhole ich. Die Wächter haben gelogen.“ — „Mag sein. Beweise es, wenn du kannst. Dann werden sie der Strafe nicht entgehen.“ — „Ich werde es beweisen. Der Ngil ist klüger als ihr alle.“ Damit ging er.

Suti, der Schieläugige, hatte sich am Morgen in einer Kassadafarm wiedergefunden, war dann mit schwerem Kopf nach Hause gegangen und schlief nun einen neuen, besseren Schlaf. Kräftig an den Schultern gerüttelt, schlug er brummend mit den Händen um sich. Als er aber die Augen aufschlug, sah er den Ngil neben sich auf dem Bette sitzen.

„Ah, großer Ngil, du bist es! Ich erhebe mich sofort.“

„Bleibe liegen, du kannst auch so zuhören. Ich habe einen Auftrag für dich.“

„Hoffentlich ist er nicht zu schwer. Mein Kopf will heute schlecht begreifen.“

„Er ist nicht schwer“, sagte der Ngil und entwickelte seinen eben erst ausgedachten Plan. Suti schaute verständnislos drein.

„Ah, du weißt nicht“, unterbrach sich Jambascholl, „daß der Weiße entkommen ist?“

„Nichts weiß ich, großer Ngil“, entgegnete Suti überrascht. — „Dann muß ich dir die Geschichte von Anfang an erzählen.“ Suti lauschte. Als der Ngil geendigt hatte, erhob er sich von seinem Lager.

„Schlafen kann ich nun doch nicht mehr. Ich will erst ein Bad nehmen, damit mein Kopf klarer wird. Dann will ich sehen, was zu machen ist. Wenn es eintrifft, wie du voraussiehst, kann es mir wohl gelingen.“

„Ich werde eine Medizin machen, damit es gelingt.“ — „Ja, tu das, großer Ngil.“

Ehrfürchtig geleitete er seinen Meister zur Tür hinaus. Dann ging er zum Fluß, um zu baden. Dort war es heute sehr still. Die Frauen waren schon in den Farmen, die Männer schliefen noch. Nur einige Kinder balgten sich im Sande. Nach dem Bade schlenderte Suti zwischen den Planzenstauden hindurch dem anderen Ende des Dorfes zu. Hinter einem abseits ge-

legenen Hause blieb er stehen. Er lauschte. Es war ein Doppelhaus, d. h. es hatte in der Mitte eine Rindenwand, die den langen Raum in zwei Zimmer teilte. Jeder Teil hatte seinen eigenen Eingang. Der eine war die Wohnung des Hausherrn, der andere gehörte seinen beiden Frauen. Suti kannte das Haus genau. Er ging zur Tür der Frauenabteilung. Der Raum war leer, wie er vermutet hatte. Ein Blick rückwärts. Niemand war in der Nähe. Leise schlüpfte er ins Haus hinein.

Ein Bett, das der Mittelwand zunächst stand, war sein Ziel. Es war eine Kunst, sich darunter zu verbergen. Suti brachte es fertig, obwohl er sich dabei mehrmals den Kopf stieß. Dank der Kürze seines Leibes konnte er lang ausgestreckt liegen, ohne daß seine Füße unter dem Bett hervorschauten. Um sein Fortkommen war ihm nicht bange. Kamen die Frauen früher zurück, als er vermutete, dann blieb er eben bis zum nächsten Tage liegen. Dann gingen sie wieder in die Farm. Den Kopf nahe an die Rindenwand schiebend, lauschte er hinüber. Der Ngil hatte richtig vermutet. Die beiden Männer, die Willner in der Nacht zu bewachen hatten, lagen in dem andern Raum, redeten miteinander und tranken dazu.

„Es ist nur gut, daß wir unsern Rum doch noch bekommen haben“, hörte er den einen sagen. „Wir hatten ihn auch verdient“, entgegnete der andere. Nun schwiegen sie längere Zeit. Das war Suti nicht angenehm. Wenn die Frauen erst zu Hause waren, würde er bei ihrem Geschwätz nicht mehr hören können, was drüben gesprochen wurde. Suti fügte sich ins Unvermeidliche, aber sein Wunsch, noch mehr zu erfahren, wurde bald erfüllt.

„Saha, ich muß lachen“, fing der eine drüben wieder an, „was der Ngil für ein Gesicht machte, als du ihm von der großen Medizin des Weißen erzähltest. Das hattest du fein ausgedacht.“ — „Nicht wahr? In der Not fällt manchmal auch einem Dummen etwas Kluges ein.“ Nun lachten beide.

(Fortsetzung folgt.)